

Provinzielle Ressentiments

Anfang des letzten Jahrhunderts verliess ein junger Schweizer seine Heimat mit dem Ziel Amerika. Er stammte aus Bonfol im nordwestlichen Jura, war Mechaniker und wollte Autos bauen – möglichst grosse und möglichst schnelle. Schon sein Vater, ein Uhrmacher, hatte die Schweiz in Richtung Burgund verlassen, weil das, was ihm die serbelnde heimische Uhrenindustrie zu bieten hatte, nicht mehr reichte, um die immer grössere Kinderschar zu ernähren. Der junge Louis-Joseph fand sein durchzogenes Glück am Ende in Detroit, und noch heute tragen Millionen von Autos in aller Welt seinen Familiennamen: Chevrolet.

Der Schriftsteller Alex Capus hat diese für die Schweiz so typische Biografie unter dem Titel «13 wahre Geschichten» nachgezeichnet, zusammen mit anderen vergleichbaren Schicksalen. Der schmale Band sei vor allem jenen zur Lektüre empfohlen, die dieser Tage wegen des vermeintlichen «Zuviels» an deutschen Professoren, ausländischen Managern oder EU-Integrationsdruck wieder einmal der Abschottung Helvetiens das Wort reden.

DIE BESTEN GEWINNEN

Denn diese Stimmen irren: Wirtschaftlichen Erfolg und damit, gemessen an der Grösse, überproportionale internationale Bedeutung hat die an Bodenschätzen arme Schweiz nur erzielt, weil sie sich stets dem Fremden und der Fremde öffnete. Mit Schweizern, die ins Ausland zogen; und Ausländern, die sich in der Schweiz niederliessen. So steht der weltweit grösste Nahrungsmittelproduzent Nestlé für Schweizer Qualität und Zuverlässigkeit. Gegründet hat den Konzern Heinrich Nestlé, damals noch ohne *e aigü* – wie die vielen Bührles und Saurers der Schweizer Industriegeschichte war auch er als Deutscher ein Ausländer.

Innovation, gepaart mit unternehmerischem Denken, benötigt kluge und tüchtige Köpfe. Grösse, Geschlecht, Alter, Glauben und Herkunft dienen kaum als Selektionskriterien, sollen die Besten gewonnen werden. Das galt zu Beginn der Industrialisierung genauso, wie es heute im Übergang der Schweiz zu einer hochspezialisierten Dienstleistungsgesellschaft mit eingeschränkten Humanressourcen (und absehbar grossen demografischen Herausforderungen) gelten müsste. Richtig ist, dass lokale Gegebenheiten, Kultur und Verständnis für Gebräuche und Sitten notwendige Voraussetzungen für den Erfolg und die gesellschaftliche Akzeptanz sind und auch sein müssen. Wer darauf keine Rücksicht nimmt, wird im In- und Ausland irgendwann

scheitern, ob als Universitätsdozent, Konzernleiter oder Autokonstrukteur.

Politisch ist es verführerisch, dieses Vertrauen in die langfristig regelnden Kräfte freien Wettbewerbs dem Wunsch nach kurzfristig kontrollierbarer Sicherheit zu opfern. Begründete und weniger begründete Ängste vor einem «Ausverkauf» der Heimat sind eben sehr einfach instrumentalisierbar. Flankierende Massnahmen schützen vermeintlich den einheimischen Arbeitsmarkt und verschieben notwendige Reformen auf später. Das schafft keine Arbeitsplätze für Schweizer, es gefährdet sie. Langfristig und schleichend, mit negativen Folgen meist erst dann, wenn jene, die heute auffallend oft von Heimat und Freiheit reden, nicht mehr in der Verantwortung stehen.

SATTE SELBSTZUFRIEDENHEIT

Der (Schweizer) Chef eines der weltweit grössten (nichtschweizerischen) Finanzinstitute mit Sitz im Herzen Europas meinte vor kurzem am Rande eines Referates, er würde jedem jungen Schweizer empfehlen, im Ausland zu studieren – und den hiesigen Hochschulen die viel aktivere Anwerbung ausländischer Studenten ans Herz legen. Denn nur so sei ein so kleines Land wie das unsrige fähig, die besten aller Erfahrungen und Welten für sich erfolgreich zu nutzen.

Tatsächlich ist der Anteil von Schweizern, die im Ausland studieren, gemessen an allen eingeschriebenen Studenten, im internationalen Vergleich eher hoch. Trotzdem liegt die Zahl je nach Erhebung mit wenigen tausend immer noch deutlich unter 10 Prozent. Umgekehrt geniesst die Schweiz für Ausländer als Studienort relativ hohe Wertschätzung; hier dürfte der Anteil bei rund einem Fünftel aller Studierenden liegen. Beides zeugt von den Qualitäten des Schweizer Bildungssystems, von wirtschaftlicher Prosperität und politischer Stabilität – alles Faktoren, die es attraktiv machen, in der Schweiz zu bleiben oder in die Schweiz zu kommen.

Ähnlich präsentiert sich die Situation bei der Rekrutierung von qualifizierten Arbeitskräften. Schweizer Unternehmen suchen laut einer Studie von 2005 aus Mangel an «Eigengewachsenen» überdurchschnittlich oft im Ausland nach neuen Mitarbeitern, während Schweizer Führungskräfte im internationalen Schnitt trotz guter «Mitgift» deutlich weniger gerne über die Grenze gehen. Während Ausländer lieber länger bleiben, möchten die Schweizer im Schnitt spätestens nach drei Jahren repatriiert werden.

Es muss kein Nachteil sein, das Eigene wertzuschätzen. Heimatverbundenheit ist im Gegenteil ein nicht zu unterschätzender Faktor für das menschliche Wohlbefinden, gerade in Zeiten rastlosen globalen Nomadentums. Schlägt Verwurzelung aber um in satte Selbstzufriedenheit, ebnet sie schleichend den Weg zu Ignoranz und Trägheit.

Die Kontroverse um die richtige Anzahl deutscher Professoren an der Universität Zürich, die unter anderem darin gipfelte, dass sich Studenten darüber beklagten, in Mundart nicht verstanden zu werden, ist daher nicht nur provinziell, sondern für den Wissens-, Forschungs- und Werkplatz Schweiz geradezu fatal. Die ETH Zürich, ihrerseits eine der führenden technischen Hochschulen dieser Welt, zählt rund 60 Prozent ausländische Dozenten – die massgeblich zum guten Ruf und zur Exzellenz dieser Bildungsstätte beitragen. Mundart dürfte dabei kein Thema sein; die *Lingua franca* ist hier genauso wie in fast allen in der Schweiz ansässigen Grossfirmen Englisch.

SPRACHE UND VERSTÄNDNIS

Im vertraulichen Gespräch zeigen sich hochqualifizierte Arbeitnehmer und -geber primär deutscher Herkunft entsprechend irritiert, mit wie viel subtilen und offenen Ressentiments sie in der Schweiz konfrontiert sind. Nun kann

man das als unangenehmen, aber letztlich notwendigen Anpassungsprozess einer immer stärker globalisierten Gesellschaft bezeichnen. Nach Jahrzehnten der unbestrittenen Suprematie über den Saisonnier aus Italien, Iberien und schliesslich Jugoslawien werden nun die Schweizer an gleich oder sogar besser qualifizierten Konkurrenten aus Europa und Übersee gemessen. Wenn aber Ausfälligkeiten wie etwa gegen den CEO der Swiss, dem während der Zürcher Fluglärmdebatte in Zeitungsinseraten wegen seines deutschen Passes das Wort verboten wurde, ohne Einspruch Schule machen, zeugt das von fundamentaleren Missverständnissen über die längerfristigen Chancen und Risiken für dieses Land im globalen Wettbewerb.

Am Weltwirtschaftsforum, das in seiner diesjährigen Auflage erneut rund 2500 Gäste – in ihrer überwiegenden Zahl ausländischer Herkunft – nach Davos lockt, tritt die Schweiz als weltgewandte Gastgeberin auf. Das in erster Linie aus Deutschland und Österreich stammende Servierpersonal – tüchtig, effizient und freundlich – spricht genauso wie die aus dem Prättigau stammende Garderobefrau den Besucher standardmässig auf Englisch an. Es ist diese «Swissness», mit der die Schweiz nach aussen weltmännisch und sympathisch aufzutreten pflegt. Man wünschte sich Ähnliches nach innen gerichtet.